

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 43

Sonntag, den 25. Oktober

1914

Leid um Liebe.

Roman von Emma Kettner.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wilhelmine, die starke Begabung fürs Zeichnen besaß, machte darin einen Kursus durch und erhielt danach in einer kunstgewerblichen Anstalt der Stadt eine angenehme Stellung als Musterzeichnerin.

Alle vier kamen nun mit der Zeit zu ganz gutem Verdienst, von dem sie einen kleinen Teil an die mütterliche Haushaltkasse abliefern, während sie von dem übrigen ihre eigenen Ausgaben bestritten und noch einen Rest zur Sparkasse brachten zu den zehntausend Mark, die jede nachträglich von einer inzwischen verstorbenen Tante geerbt hatte.

So waren nun fast zehn Jahre vergangen seit dem Zusammenbruch. Man war mittlerweile an das jetzige Leben gewöhnt. Ein allen angeborener Humor und beweglicher Sinn, ihr leichtes rheinisches Blut hatte dabei geholfen, allem die beste Seite abzugewinnen. Sie verstanden, sich allerlei bunte Blumen in den grünen Kranz der Tage einzuflechten, gingen mit der Mutter oder Bekannten und Verwandten auf Ausflüge und Konzerte, im Winter zu Bällen und sonstigen Unterhaltungen, hatten für die Sonntage ein Abonnement im zoologischen Garten, der großen Heerschau der heiratsfähigen Kölner Mägdelein und schneiderten sich zur Karnevalszeit effektvolle und kleidsame Maskenanzüge selbst zusammen, um auch im lustigen rheinischen Mummenschanz nicht zu fehlen. Daß sie alle gern einen Mann gehabt hätten, leugnete keine bis auf Gertrud, die, wie Mimmy sagte, bereits „abgerüstet“ hatte und schon anfang, altjungferlich herbe Ansichten über die Männer und Ehe zu verfechten. Von den übrigen wäre keine der andern neidisch gewesen, wenn diese einen Bewerber finden und heiraten würde. Im Gegenteil, sobald sich einer nur die leiseste Aussicht dazu bot, waren die anderen in der gleichen hoffnungsvollen Erwartung und verfolgten mit brennender Teilnahme die Entwicklung der Dinge. Es blieb aber immer bei diesen Hoffnungen. Sie waren als witzige und gewandte Tänzerinnen auf den Bällen sehr gesucht und verehrt, aber mehr Erfolge zeitigte keine der winterlichen Kampagnen. Außer bei Grete. Aber was sie vor nunmehr fünf Jahren auf einem Maskenballe des Kölner Männergesangsvereins sich erobert hatte, war mit der Zeit in der Wertschätzung der Schwestern beträchtlich gesunken.

Es war zwar ein Jurist, mit dem sie nun schon so lange verlobt war, aber ein energieloser, leichtsinniger Mensch, dem man heute noch seine wildverbummelten Studienjahre ansah und der,

nachdem er mit Ach und Krach das Assessorexamen bestanden, jetzt schon länger auf seine Anstellung wartete, mit gelegentlichen Kommissionsgeldern sich durchschlagend.

Mutter und Schwestern war er unsympathisch und sie begriffen nicht, wie das sonst so tief empfindende und ideal veranlagte Mädchen so blind bewundernd und anbetend zu dem eiteln, leichtfertigen und selbstgefälligen Geden aufschauen und so treu an ihm hängen und an ihn glauben konnte. Dieser Verhimmlung wegen nannten die Schwestern, die mit Vorliebe für ihre Umwelt Spitznamen erfanden, den Assessor die Abgottschlange.

Ohne zwar dafür einen Beweis zu haben, witterten sie in Hans Ninkelbach einen Lebemann, aber seitdem einige Hinweise darauf zu erregten Szenen mit der kampflustigen Verliebten und wochenlangem Schmolzen von ihr geführt, ließ man sie mit ihrem Ideal zufrieden, fest überzeugt allerdings, daß ihrer auf irgend eine Art eine schlimme Enttäuschung wartete.

* * *

Acht Tage dauerte die rätselhafte Entfremdung Lindholms schon, als die milde, durch einen kurzen, warmen Regenschauer am Mittag erfrischte Luft Ethy verlockte, nicht auf dem kürzesten Wege heimzutehren, sondern erst noch einmal durch den Volksgarten zu schlendern.

Sie hatte keine Ahnung, daß Lindholm ihr gefolgt war und sie erschraf darum bis ins Mark, als sie plötzlich auf dem Ring seine Stimme neben sich vernahm. Ihr erster Impuls war, fremd und förmlich zu tun, ihn merken zu lassen, daß seine unbegründete Vernachlässigung während der letzten Woche sie beleidigt und gekränkt hatte. Aber aller Groll in ihr schmolz vor der dunklen Trauer und der demütigen Bitte um Vergebung, mit der seine Augen sich stummberedt in die ihren versenkten. Mit dem Feingefühl des liebenden Weibes empfand sie, wie leidenschaftlich es ihn in ihre Nähe zog, wie erregt und bis ins Innerste erschütterter er war. Und sie wußte, als habe er es ihr mit Worten gesagt, daß das Seltsame, das diese letzten Tage

zwischen ihren Herzen gestanden wie eine düstere, unheilbrauende, wetterleuchtende Wolkenwand, verweht und zerflattert war vor dem heißen Sonnenstrahl der Liebe, die sie mit Macht zueinanderzog.

Es war ihr, als müsse sie die Augen schließen vor schwindelnder Seligkeit darüber. Wie brausender Orgelklang ertönte in ihrem Herzen das Hohelied der Liebe.

Ohne daß ein Wort darüber zwischen ihnen gewechselt wurde, feierten ihre Seelen Versöhnung, waren wieder eins, schlossen sich enger und zärtlicher einander an, ganz durchdrungen von der still und friedevoll machenden Erkenntnis, daß ihnen bestimmt war, sich zu finden in der Liebe, die das wunderbarste und geheimnis-



Generaloberst von Hindenburg,
der heldenreiche Führer unserer Dämonen.

vollste Rästel ist, die Himmelsluft und Höllenleid gibt, zu Herrschern und Sklaven macht, von der geschrieben steht, daß sie das größte sei von allen Dingen. Langsam wandelten sie dann durch die stillen Parkwege. Ihre ermatteten Lungen atmeten durstig die angenehm milde Luft ein, ihre Augen schweiften entzückt über die weiten, saftig-grünen Wiesen, das noch zarthelle Laub der Bäume und Büsche, aus denen hier und da wie ein großer Rosenstrauch ein Rotdorn seine Blütenkrone erhob, des Goldregens Dolden niederhingen, bunte Blumenbeete sanfte Däfte aushauchten. Zuletzt nahmen sie auf einer Bank am Weiher Platz, die halb verdeckt unter einem überhängenden Strauch zu beschaulicher Ruhe einlud.

Sie plauderten angeregt miteinander in dem unbestimmten Verlangen, einander einen Blick in die Seele, in ihr Dasein tun zu lassen. Erst erzählte Elly von daheim, von dem wechselvollen Geschick, das ihnen geworden, dann sprach auch Lindholm von sich, von seiner Jugend in der stattlichen Mühle, die schon mancher Generation seiner Vaterfamilie zu Wohlstand verholfen und auf der jetzt der älteste Bruder lebte. Ein zweiter war Pfarrer in einer benachbarten Landgemeinde. Auch er, der drittgeborene, sollte studieren, aber schwächlich und zart von Kind auf, durfte er gar nicht an die Erfüllung seines Lieblingswunsches, Arzt zu werden, denken.

Es scheint ihm heute noch nachzugehen, dachte Elly, die Schatten gewährend, die sein eben noch so frohes Gesicht verdüsterten, als er jetzt eine Pause machte und verloren, mit einem seltsamen Zucken der Mundwinkel ins Leere starrte. Und auch als er dann weiter sprach, klang seine Stimme spröde, wie geborsten.

Es war ein stiller Dasein, das der Heranwachsende führte.

Die zarte Mutter, die der Vater sich aus der Fremde geholt und die nie recht Wurzeln fassen konnte in der melancholisch-schönen Einsamkeit des entlegenen Tales, des ausgedehnten Gehöftes, die aber trotzdem mit Selbstverleugnung den Ihren soviel Sonnenschein gab, so vieles war, durch die sanfte Güte, und tiefe Innerlichkeit ihres Gemütes, starb früh. Und es war, als hielten ihre Hände noch über den Tod hinaus die Seele dessen, den sie so sehr geliebt, mit dem sie solch trautes Eheglück genossen. Der Vater konnte den Verlust des teuren Weibes nicht vergessen. Stets zum Grübeln geneigt, verentte er sich nun ganz in seinen Schmerz, seine Trauer. Wortfarg und unnahbar überwachte er die Arbeiten, die die Mühle und seines Hofes Acker und Wälder und Wiesen erforderten, düster und in sich gefehrt verbrachte er seine Ruhestunden in seines Zimmers Einsamkeit über nachdenklichen Büchern. Die beiden älteren Vuben besuchten in der Hauptstadt das Gymnasium, den Jüngsten, Erik, erzog Karin, des Vaters Schwester, während der Pfarrer des nächsten Kirchsprengels dem Knaben aus seinem Wissen das dazu tat, was ihm die einfache Landschule nicht geben konnte.



Generaloberst von Klud.

Bei einem Dufel in der nächsten Stadt trat Erik dann in die Kaufmannslehre. Ernst und träumerisch, wie er als Knabe gewesen, blieb auch der Jüngling, der zum Manne Heranreifende. Ein stiller Abseitsgänger, der keinen Teil hatte an der lauten Fröhlichkeit der Jugendgenossen. Es lastete auf ihm ein Schatten, der seiner Seele Schwingen lähmte, so daß sie sich nicht zum Verheerfluge in die blauen Himmelsregionen der Lebensfreude zu erheben vermochte.

Der Erzählende sprach sich nicht darüber aus, welcher Art dies lebensbeschattende Dunkel war und die mit ganzer Aufmerksamkeit Lauschende mochte ihn nicht fragen. Eine räthelhafte Besonnenheit senkte sich bei seinen Worten über sie. Kühl wehte es sie daraus an. Schwermütige Stimmung nahm sie gefangen. Sie hätte weinen mögen und wußte nicht warum. Unruhig, in einer dumpfen Spannung wartete sie darauf, daß die Stimme, die immer leiser, immer verschleierter geworden war, wieder zu reden beginne. Und als er immer noch schwieg, wandte sie in unwillkürlichem Zwange den Kopf seitwärts, suchte das Auge des düster in die Weite Starrenden, und in ihrem Blick brannte die ganze Liebe, in der ihr Herz sehnüchlich eritterte.

Wie ein starker magnetischer Strom ging es von ihr zu ihm hinüber, ihn aus seiner Melancholie aufrüttelnd. Wie einen Gesundheitsbrunnen sog er die unverhüllte Zärtlichkeit ihrer Augen in

sich auf, ergriff ihre Hand und küßte sie ein paarmal leise und zart, ehe er mit nun wieder freierer Stimme zum kurzen Schluß seiner Erzählung anhub.

Es litt ihn zuletzt nicht mehr in der Enge seiner Umgebung. Des Vaters Tod gab ihm ein reiches Erbe, groß genug, um ihm zu gestatten, ohne den Fron der Arbeit zu leben, die innere Unruhe und Friedlosigkeit, den dumpfen Daud, der auf ihm lastete, in die weite, lachende und lärmende Welt zu tragen, und vielleicht zu vergessen.

Nach mancher Wanderschaft sollte er dann in der Mutter Heimat ein vorläufiges Ziel finden.

Wertwürdig genug wars, daß das halb scherzhafte Angebot eines Bekannten des Mannes seiner Tante, in seinem Engros-geschäfte die freigewordene Korrespondentenstelle anzunehmen, während einer tiefen Gemütsstimmung an ihn kam, die ihn wie nach einem Heilmittel nach der ablenkenden, gedankenausfüllenden Arbeit weisen ließ.

Und, was er erhofft, fand er in seiner Tätigkeit. Mehr noch . . .

Er sah die neben ihm Sitzende, deren Hand er noch immer umschlossen hielt, mit einem zärtlichen Blicke, einem glückseligen Lächeln an. Wie in einer Frage.

Elly errötete heiß, wußte nichts recht zu sagen in der langen Pause, meinte, er müsse ihr Herz pochen hören in der schweren Stille.

„Auf solch seltsame Art sind Sie also zu uns gekommen,“ fragte sie endlich, da er immer noch nicht sprach. „Eigentlich ein merkwürdiger Zufall. . .“

„Ein Zufall?“ Lindholm erwachte aus seiner Versunkenheit, schüttelte energisch den Kopf. „Nein, Fräulein Elly, ich halte es da mit dem Dichterwort!

Es gibt keinen Zufall!

Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,

Gerade das entspringt den tiefsten Quellen. . . .

Es ist mir ein solch beseligendes Hoffen geworden in diesem letzten Stadium meines sonst nicht sonderlich glückseligen Daseins. . . . Elly, nicht wahr, Sie wissen, was ich meine? Was ich erlehne?“

Er schlang noch während des Sprechens seinen Arm um ihre Schulter und küßte nun die sich eng an ihn Schmiegende schein und behutsam auf den Mund, auf ihre strahlend ihn anlächelnden Augen, unter schmeichelnden Kosworten.

Junglich sich umschlungen haltend, saßen sie dann noch ein Weilchen, stumm sich ihres jungen Glückes freuend. Eine sanfte Traumstimmung hielt sie gefesselt. Wie in ein Märchenland schauten sie in den von den ersten weichen Schleiern der Dämmerung unspinnenen Garten, über den glänzenden Spiegel des Teiches, auf dem ein langsam darüber schaukelndes Boot, ein schneelig weißer Schwan glühende Fächerstreifen zogen. Wie von dunkelblauem Atlas breitete sich des Himmels Kuppel über ihnen, einer funkelnden Diamantgraffe gleich blinkte der Abendstern daran. Aus den Büschen am Ufer kam einer Amsel Lockruf. Süße Däfte entströmten einer Linde, deren frischerschlossene Blüten einen gelblichen Spizenflor über das Blattwerk warfen. Ein geheimnisvolles Weben und Raunen war um sie und in ihnen, sanfte Melodien durchfluteten ihr Herz; das alte und doch ewig neue Lied von junger Liebe Seligkeit.

Uhrschlag von einer nahen Kirche ließ Elly endlich erschrocken aus dem Zauberbann erwachen.

„So spät schon? Da muß ich aber schnell heim. Was soll man sonst daheim denken, wo ich bleibe!“ sagte sie lächelnd und löste sich aus Lindholms Umarmung.

Auch er erhob sich sofort, wenn auch mit einem Seufzer des Bedauerns.

„Wie schade, daß das süße Stündchen schon vorüber ist“, sagte er, ihr verliebt in die Augen schauend. „Aber es war ja nur der Anfang, nun gehören wir uns für immer, nicht wahr, mein Lieb? Du kannst gar nicht ermessen, wie froh und selig mich der Gedanke macht. Jauchzen und jubeln möcht' ich, daß mir die Brust zerspringt, jedem, der an uns vorübergeht, möchte ich zurufen: Seht mein Lieb! Seht einen glückseligen Menschen! Du lachst? . . . Ja, lache nur über mich, ich bin wie trunken vor freudiger Erregung, vor Dankbarkeit, daß du mein wurdest!“

Er preßte sie aufs neue an sich, überschüttete ihr Gesicht mit glühenden Küßen, wie ein dürstender Wanderer sich satt trinkt am frischen Quell, an den nach langem Suchen sein ermattender Fuß geriet.

Es erschreckte Elly fast, so war er im Aufruhr der Sinne. Sie hätte dem sonst so stillen Menschen so viel flammende Leidenschaft, solchen Gefühlsüberschwang nicht zugeutraut. Beruhigend strich sie über sein heißes, zuckendes Gesicht.

„Morgen ist auch noch ein Tag,“ sagte sie dabei zärtlich. „Laß uns nun endlich gehen. Wir trennen uns doch nur für kurze Stunden, sehen uns sobald schon wieder. Noch viele, viele und immer noch schönere und traurere Tage liegen vor uns.“

Er hörte sie anscheinend gar nicht. Wie in einem Krampf preßte er sie an sich, so daß ihr fast der Atem verging. Dabei atmete er schwer, sein Gesicht war verzerrt, heiße Angst glühte aus seinen weitgeöffneten Augen. Elly fühlte sich von einem kalten Grauen überrieselt. Schreckhaft ähnlich sah sie wieder eine solche Verwandlung mit Erik vorgehen wie vor Tagen.

Aber jetzt hatte sie ein Recht, zu fragen, was ihn bedrückte, was ihn ängstigt.

„Was hast du — was ist dir?“ fragte sie hastig. „Erit, Erit, hörst du mich nicht? Quält dich irgendetwas? Dann vertraue es mir doch an! Sind wir denn nicht jetzt eins? Eins auch zu gemeinsamem Tragen aller Nöte und Schmerzen? ... Liebster, Süßer, sag' mir doch, was du hast. Du machst mir so Angst!“

Bärtlich lehnte sie ihre Wange gegen die seine.

„Ich habe dich doch so lieb!“ murmelte sie dabei mit tränen-erstickter Stimme.

Lindholm gewann wieder die Herrschaft über sich selbst zurück. Wie in Beschämung und Abbitte küßte er ihre Hand.

„Verzeihe mir Liebling, wenn ich dich erschreckte. Nur — mir war eben so seltsam, als ob du mir wie ein Schatten zwischen den Händen ent schlüpftest. ... Und ich kann dich doch nicht mehr verlieren; du bist mir so viel, sollst mir noch mehr sein. Ich ginge daran zugrunde, wenn du mich verließest. Aber das wirst du nicht, nicht wahr? Du liebst mich ja. Du hast ein solch' starkes und treues Herz, daß du mich nicht schelten und von dir stoßen wirst, wenn du erfährst. ... Nein, heute kann ich es dir nicht sagen. Laß' es heute noch ruhen. Verborgnen soll und darf es dir nicht bleiben. ... Nur heute soll nicht schon dadurch ein Schatten auf unser junges Glück fallen, auf deine Liebe, die mich so reich, so seltsam, so stark macht. Sag' mir's noch einmal, daß du mich liebst. ...“

„Ueber alles!“ erwiderte Elly leidenschaftlich. Tränen verdunkelten ihren Blick. Wie eine Sturmflut schlug die Liebe über ihr zusammen. Sie hätte ihm ihr Herz entgegenhalten mögen, wie eine Opferschale. Ihre gefalteten Hände an seine Brust haltend, sagte sie mit zitternden Lippen: „Was es auch sei, von dem du sprichst, es soll mich nicht von dir trennen. Dein Schicksal, dein Leid, deine Freuden sind die meinen!“

Die Stimme brach ihr. Er küßte ihr sacht die Tränen von den Wimpern. Er war selbst so bewegt, daß es nicht viel lauter als ein Hauch klang, als er jetzt entgegnete: „Ich danke dir, Geliebte. Du weißt nicht, wieviel du mir gibst. Du meine Sonne!“

Noch einmal küßten sie sich innig, dann traten sie den Heimweg an. Fast ohne zu sprechen, nebeneinander schreitend, sich wie Kinder an den Händen haltend. Das Herz war ihnen beiden schwer von Lust und Leid.

Als Elly dann allein die Treppen zu der mütterlichen Wohnung hinaufschritt, mußte sie ein paarmal Raft machen, um über das Erlebte stannend nachzudenken. Es war ihr wie ein Traum. Es schwindelte ihr förmlich, soviel war auf sie eingestürmt. Ihre Gedanken schossen kreuz und quer wie heutesuchende Schwalben. Erit's rätsel-hafte Andeutungen, der plötzliche, schreckhafte Wechsel seiner Stimmung bedrückten sie aufs neue, ließen ihre Nerven schmerzlich zuden. Aber über allem stand, unverrückbar und leuchtend klar wie der Stern der Liebe selbst, ihre heiße, tiefe, treue Neigung.

Ein paar Verse fielen ihr ein, die sie jüngst gelesen:

Wem nie durch Liebe Leid geschah,
Dem ward auch Lieb' durch Lieb' nie nah;
Leid kommt wohl ohne Lieb' allein,
Lieb' kann nicht ohne Leiden sein.

* * *

„Es ist nicht wahr! Nicht wahr! ... Ihr lügt alle! Oder weil Ihr Hans nicht leiden könnt, schwächt Ihr das sinnlose Zeug nach. Aber ich kenne ihn besser!“

Grete schrie es eben in hohen, kreischenden Tönen, empört mit dem Fuße aufstampfend, als Elly, unanft aus ihrer Traumstimmung gerissen, die Wohnzimmertür öffnete. Sie blieb erstaunt stehen und schaute halb belustigt, halb unwillig auf die erragten Gesichter von Mutter und Schwestern.

„Nanu, was ist denn wieder los? Spielt Ihr Völkerschlacht bei Leipzig oder Hereroaufstand? Ich habe Euch schon draußen schreien gehört!“

Grete beachtete ihren Einwurf aber gar nicht.

„Ich weiß ja ganz gut, daß Ihr immer gern auf Hans herum-haßt.“ fuhr sie fort, nervös an ihrem Taschentuche zerrend. „Schon mehrmals wolltet Ihr ihn bei mir verleumdnen.“

„Aber so sei doch verständig!“ unterbrach die Mutter sie.

„Röschen Schrader hat doch die Anzeigen gesehen. ...“

„Die Kreuzotter!“ warf Grete mit verächtlicher Geste ein.

„Röschen mußte sogar die Zahl der Blumenarrangements, die Gänge des Festessens, den Preis des Brillantringes für Hans,“ rief Gertrud.

„Um des Himmels willen! Ich werde ja ganz schwindlig, so knattern Eure Reden wie Maschinengewehrfeuer um mich her. Tut mir den Gefallen und klärt mich mal auf darüber, was eigentlich los ist,“ forderte Elly kopfschüttelnd die Mutter auf.

„Der Assessor hat sich mit einem sehr reichen Mädchen aus Lindenthal, deren Eltern früher eine Bäckerei in der Altstadt hatten, verlobt. Am Sonntag, wo Hans an Grete schrieb, er müsse zur Beerdigung eines alten Herrn seiner Verbindung nach Uhr-weiler und könne sie darum nicht treffen,“ gab sie bekümmert zurück.

„Was! ... Das wäre ja hahnnebühren! Aber ist's denn auch ganz bestimmt?“ fragte Elly ungläubig.

„Quatsch!“ fiel Grete ein, gekünstelt auflachend. „Wer weiß, wodurch das blödsinnige Gerede entstanden ist. Die Kreuz-otter ist ja wirklich eine authentische Quelle! Trüb' wie Spül-wasser.“

„Laß mich Elly mal die Geschichte er-zählen, Kind,“ begütigte die Mutter und zog die Erregte liebevoll neben sich aufs Sofa, sacht ihre Hand streichelnd, während sie berichtete.

Gegen Abend, kurz bevor die Mädchen heimkamen, war Fräulein Schrader, eine Bekannte Frau Mein-hards, bei dieser erschienen. Sie wollte nur mal eben im Vorbeikommen guten Tag sagen, hatte sie erklärt, und schauen wie es der lieben Familie gehe, aber Frau Meinhard ahnte gleich, sah der Besucherin am Gesicht an, daß sie von irgendeiner Neuigkeit vollgelogen war wie ein nasser Schwamm.

Das kam zwar bei Röschen Schra-der öfter vor und war nicht weiter ver-wunderlich. Sie war eine lebendige Skandal-Chronik, hatte immer etliche Histörchen über ihre Mitmenschen auf Lager, die sie eifrig aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit weiter-erzählte, überall sich geloben lassend, daß das Anvertraute nicht über die vier Zimmerwände hinausgehe. Die Meinhard-Mädchen hatten sie teils ihrer giftigen Zunge wegen, teils weil sie immer ein großes Granatkreuz an einer Kette um den Hals trug, die Kreuzotter getauft und bewerketeten sie als Intrigantin und leichtfertige Klatsch-base sehr niedrig.

Es zeigte sich bald, warum die Kreuzotter die Familie heute Abend noch beehrte.

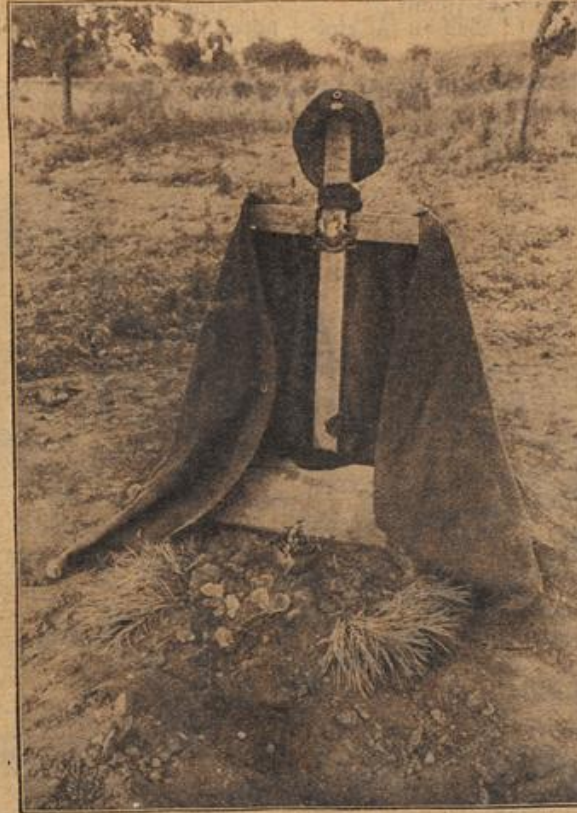
Seufzend und augenverdrehend fragte sie, wie das liebe Gretchen es aufgenommen, daß ihr Herzliebster sich anderweitig verlobt habe. Aber viel-leicht sei das gute Mädchen so ver-ständig, einzusehen, daß der Assessor eine reiche Frau haben müsse, um aus seiner bedrängten Lage herauszukommen, die, wie sie natürlich im strengsten Vertrauen verraten wolle, in letzter Zeit wirklich trostlos gewesen sei. Denn da er sich nicht nach der Decke strecken könne und den flotten Ka-valier spiele, habe er Schulden über Schulden gehabt, so daß ihm jetzt das Wasser an der Kehle gestanden sei, und er sich schleunigst durch Vermittlung seines Hauptgläubigers eine reiche Braut als Rettungengel angeschafft habe.

Das junge Mädchen sei so verliebt in ihn und wie auch ihre eitle Mutter so stolz auf den eleganten Bräutigam, daß sie über einige Flecken in seinem Betragen mildverzeihend hinwegsähen. Sogar darüber, daß der Assessor bereits seit Jahren anderweitig heimlich verlobt war, was eine wohlmeinende Freundin — die Kreuzotter verriet durch ein selbigeffälliges Lächeln, wer diese gewesen — für ihre Christenpflicht gehalten, ihnen zu hinter-bringen.

Am Sonntag sei nun sehr üppig und festlich in der neuen Stadtwaldbvilla von Rentner Lehmann die Verlobung gefeiert worden und in sechs Wochen sei die Hochzeit.

Die Kreuzotter sprach so bestimmt und wußte so viele Einzel-heiten, daß sowohl Frau Meinhard wie die dazu kommende Ger-trud nicht an der Wahrheit zweifelten.

(Fortsetzung folgt.)



Das Ehrengrab zweier bayrischer Offiziere an der lothringischen Grenze.

eine reiche Frau haben müsse, um aus seiner bedrängten Lage herauszukommen, die, wie sie natürlich im strengsten Vertrauen verraten wolle, in letzter Zeit wirklich trostlos gewesen sei. Denn da er sich nicht nach der Decke strecken könne und den flotten Ka-valier spiele, habe er Schulden über Schulden gehabt, so daß ihm jetzt das Wasser an der Kehle gestanden sei, und er sich schleunigst durch Vermittlung seines Hauptgläubigers eine reiche Braut als Rettungengel angeschafft habe.

Das junge Mädchen sei so verliebt in ihn und wie auch ihre eitle Mutter so stolz auf den eleganten Bräutigam, daß sie über einige Flecken in seinem Betragen mildverzeihend hinwegsähen. Sogar darüber, daß der Assessor bereits seit Jahren anderweitig heimlich verlobt war, was eine wohlmeinende Freundin — die Kreuzotter verriet durch ein selbigeffälliges Lächeln, wer diese gewesen — für ihre Christenpflicht gehalten, ihnen zu hinter-bringen.

Am Sonntag sei nun sehr üppig und festlich in der neuen Stadtwaldbvilla von Rentner Lehmann die Verlobung gefeiert worden und in sechs Wochen sei die Hochzeit.

Die Kreuzotter sprach so bestimmt und wußte so viele Einzel-heiten, daß sowohl Frau Meinhard wie die dazu kommende Ger-trud nicht an der Wahrheit zweifelten.



Der weiße Rabe im Hohen Venn.

Von Alb. Bonjean.

Autosifizierte Übersetzung von Alph. Lerho.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Von einem Artikel einer Racherer Zeitung, die vom Vorhandensein eines weißen Rabens auf Schloß Hennecourt an der Somme berichtete, wollen wir nicht sprechen. . . . Das alles ist möglich, eigentlich — da du selbst das Phänomen gesehen hast! Also, dein weißer Rabe existiert wahrhaftig, er scheint vor deiner Kugel gefest zu sein, er scheint deiner zu spotten. . . . Wie werden wir nun des Tieres habhaft? That is the question, würde der Engländer sagen. Doch, ich will dich nicht länger auf die Folter spannen. . . . Ich habe meine Naturgeschichten nachgelesen, seitdem ich dich nicht mehr sah, und über manches nachgedacht. Ist dein weißer Vogel tatsächlich ein Rabe, dann wird er nicht mehr oft trähen. . . .

Als Marville dies hörte, fühlte er sich erleichtert; er hatte geduldig der Dissertation des Botanikers zugehört und beinahe freudig rief er nun aus:

„Endlich wird die Alte den Mund halten müssen und ich behalte recht, dem Aberglauben gegenüber.“

„Die Alte! . . . Was soll das?“ frug erstaunt Fechir.

„Ach, ja! Ich habe es dir noch nicht gesagt. Was du für eine

Jägerlaune hieltest, betrachtete ich als eine zu erfüllende Pflicht. Du sollst alles erfahren. Vor einigen Wochen hatte ich in Dutrewarthe zu tun. Du kennst den kleinen Pfad an der Warthe, der sich den Berg hinaufschlingt und an einer Wegekreuzung*) mündet, wo zwischen einigen Tannen ein Kreuz errichtet ist, das an einen tragischen Todesfall aus dem Jahre 1744 erinnert. . . . Der Ort ist öde und einsam. Auf den gegenüberliegenden Höhen erblickt man, du weißt ja, die Kirchtürme von Wetzwerk und Champagne. An jenem Abend ging ich auf Robertville zu, rauchte meine Pfeife, und war wohlgenut, zufrieden mit meiner Tagesarbeit. Auf einmal, ohne daß ich sie vorher bemerkt hatte, ohne zu sehen, von welcher Seite sie gekommen, da stand die alte Macoir vor mir, — die Alte, die der Senfmann vergessen zu haben scheint. . . .

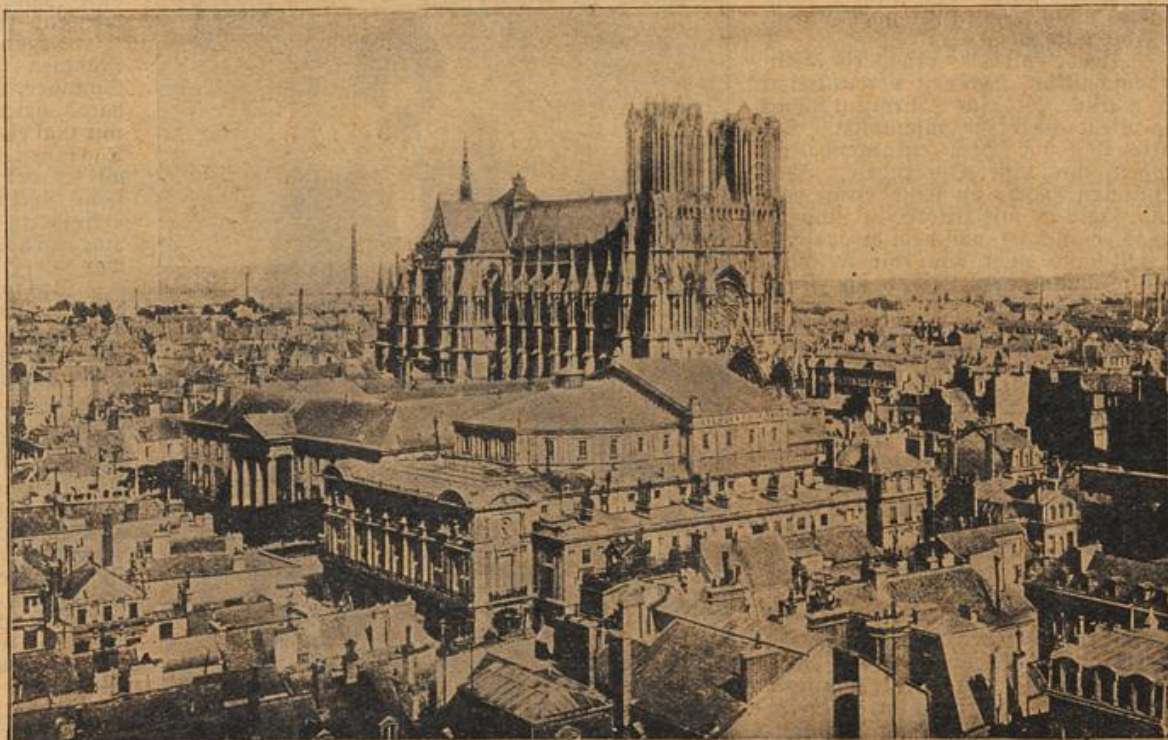
Bonne nuthé, Jhan-Joseph! (Gute Nacht, Johann-Joseph), töhnt sie mit ihrer schleppenden Stimme. Bonne nuthé, Cathrenne (Katharina), Bonne nuthé! antwortete ich. Und ich wollte weiter gehen, ohne die Alte weiter zu beachten. Aber da sagte sie mich beim Kitzel: Vos saves, Jhan-Joseph — fuhr sie weiter fort, und sie sah mich dabei so boshaft-schlau an — j'ai voyu hù l'blanc coirbà. (Ihr wißt, Johann-Joseph, ich habe heute den weißen Raben gesehen.) L'blanc coirbà? frug ich. Aye . . . i cuignéve vè les sapins d'ol Rubiveie, duseu l'molin . . . Nos arans, d'avant l'Tehandleuse, one grande guerre, Jhan-Joseph! (Ja . . . er flog den Tannen von Robertville zu, oberhalb der Mühle . . . Vor Maria-Lichtmeß haben wir einen großen Krieg, Jhan-Joseph) Diese sonderbaren Worte weckten eine Erinnerung, an die ich lange Jahre nicht mehr gedacht hatte. Mein Großvater — lange ist es schon her — erzählte mir, daß manchmal ein weißer Rabe auf dem Hohen Venn erscheint und daß sein Erscheinen von den Bauern als das Vorzeichen eines großen Unglücks betrachtet wird. Dieses Unglück kann nur abgewendet werden, indem ein geschickter Jäger — und das gelingt dem besten nicht — vor Allerseelen den weißen Raben erlegt. Diese Erinnerung frischte andere auf, und so war ich etwas befangen, als von den Lippen der Alten noch die Worte fielen: Aye — Aye, Jhan-Joseph, on men'ret eo bein do bisteu ézes Fagnes, d'avant d'pissi l'blanc coirbà — aye — aye — (Man wird noch viel Vieh zur Weide nach dem Venn treiben, ehe der weiße Rabe erlegt ist!) Und ohne

*) Wegekreuzungen galten früher als Sammelpunkte der „Hegen“.

ein Wort mehr zu sagen, trabte die Alte, als sei sie erst 20 Jahre alt, der großen Heide von Dutrewarthe zu. Aus dem Lannendunkel in welchem sie schließlich verschwand, hörte ich noch lange, in der Abendstille, ihr spöttisches Lachen — sie lacht ja wie ein Hund hustet. Das war mir zuviel! Die Macoir, und mit ihr der Aberglaube, dem sie personifiziert, forderten mich heraus. Es soll nicht etwa gesagt werden, dachte ich, daß die Alte recht hatte. Hat sie tatsächlich einen weißen Raben gesehen, dann wird das versifigte Tier mit dem Leben seine Sonderfarbe bezahlen. Ich erklärte, binnen acht Tagen ihn von der höchsten Tannenspitze niederknallen zu wollen, und sollte ich Tag und Nacht auf dem Anstand ausharren. . . . Das Weitere ist dir bekannt, Fechir. Tag folgte auf Tag. Wochen vergingen. Ich vergeudete meine Zeit und mein Pulver, und der weiße Rabe lebt noch! Ich kann das Gebiet von Dutrewarthe nicht mehr betreten, ohne an irgend einer Wegekreuzung der Alten zu begegnen und dann ruft sie mir mit ihrer merkwürdigen Stimme entgegen: „Aye — aye — aye, Jhan-Joseph!“

„Ach! — So ist die Sache!“ sprach nun Fechir. „Den Aberglauben bekämpfen — das gefällt mir besser, als dem Sport dienen. Wer siegen wird? meinst du wohl. Warte nur bis übermorgen!“

Und als fürchtete er Türhörer, rückte Fechir dem Jagdhüter näher. Ihre Köpfe berührten sich beinahe. Dann begann



Die Kathedrale von Reims und ihre Umgebung.

mit gedämpfter Stimme eine Unterhaltung, furchtbar geheimnisvoll, die mir dann und wann durch ebenso geheimnisvolle Zeichen unterbrochen wurde, die mit ausbreiteten Händen Fechir zur Aufklärung gab, oder indem er mit dem Zeigefinger auf dem Tische einen Plan entwarf.

Das Bild, das jetzt die Bauernstube bot, war ein ganz andersartig:

Im schwachen, wackeligen Lichte des Lämpchens, das am Querbalken der Zimmerdecke eingehakt war, erschienen auf den weißgefärbten Wänden die Schattenbilder der beiden Männer — gespensterartig. Hin und her wankten die Silhouetten, bald in gebückten Stellungen, bald hoch aufgerichtet, mit den Händen lebhaft gestikulierend. Die herumliegenden Bücher, die primitiven Möbel, die Stabe, die auf einem zerrissenen Folianten saß und „spann“ während die alte Hausuhr langsam und feierlich den Takt dazu schlug — besonders die eigentümliche Toilette des Hausherrn, der ein großes Wolltuch der seligen Mutter um die Schulter geschlagen hatte, — das alles gab dem Raum ein wunderliches Aussehen.

Und es muß etwas ganz Wichtiges gewesen sein, was der Botaniker da dem Jagdhüter auseinandersetzte. Fechir sprach immer leiser und Marville riß die Augen immer weiter auf; kaum daß er einen halbblauten Ausruf wagte, oder durch ein freudiges Murren seine Zustimmung bekundete.

Es schlug 10 Uhr — 11 Uhr — dann meldete aus dem großen eichenen Kasten die Uhr mit dröhnender Stimme Mitternacht — die Geisterstunde.

Die beiden Männer gaben die Unterhaltung auf. Marville war zufrieden. Sein Gesicht glänzte vor Freude. Er reichte seinem Freunde die Hand und schied sich dann heimwärts zu gehen.

Fechir geleitete ihn bis zur Türschwelle, und als er die Haustür schloß, flog, aufgeschreckt, das Käuzchen aus dem Laub der großen Hede.

Kroa! ... Kroa! ... Kroa!

Marville wandte sich nicht einmal um.

III.

Auf der Jagd.

Zwei Tage später, noch ehe die Sonne aufging, zogen fünf Männer, das Jagdgewehr auf dem Rücken, auf Ovisat zu.

Im Dorfe schlief noch alles. Nur wenigen Kaminen entstieg weißliche Rauchwolken. Um das Schulhaus, um die benachbarten Häuser schwebten noch die Morgennebel.

Es war empfindlich kühl, aber man merkte es bereits: der Tag konnte noch schön werden. Nach und nach wurde es heller — am Horizont schimmerten nun die ersten Strahlen der Sonne, die bald den ganzen Gau mit ihrem flüssigen Lichtgold übergoß.

„Ich fürchte, wir haben uns verspätet,“ sprach eine Stimme, die wir als die Fehirs erkennen.

„Und wer ist daran wiederum schuld? antwortete eine andere im Kommandotone. „Kein anderer als dieser unverbesserliche Träumer, dieser Marcel! Denkt mal! Am Hause von Bronlet warteten wir eine volle Stunde auf ihn — und was tat während dessen der Mensch? — — — Er lehnte an einer Tanne und schmiedete Verse!“ ...

„Ich tue es nicht mehr“, unterbrach neuvöll Marcel.

„Schweige nur — Schweige nur! Du wirst nie mehr als ein Jäger zwanzigster Güte!“ rügte weiter die erste Stimme.

Durch eine Handbewegung gebot Fehir Ruhe und dem Führer gehorchte die Karawane.

Schweigend ging nun die kleine Truppe weiter bergauf, bergab, längst der Tannen am Montis, durch Brandwege, die rechts und links von Ameisentonnen eingefast waren, drang in den dichten Wald, zog an verlassenem Halben vorbei — Ueberreste einstiger Bohrversuche nach Kohlen — wanderten bald im Schatten großer Buchen, bald auf der freien Heide, wo hier und dort noch einige Erikasträucher blühten. Ab und zu konnte der „Träumer“ einen Ruf der Bewunderung nicht unterdrücken, obwohl sein Begleiter wachte:

„Schweig! Unglückseliger! Schweig! Jetzt heißt es aufpassen, mehr denn je!“

Der Dichter-Nimrod bückte sich nach seinem Freunde und flüsterte ihm ins Ohr: „Schweige du selber — deine Zunge bewegt sich wie der Schwanz eines Kastors, der flußaufwärts schwimmt.“

Die zwei Freunde, Leo und Marcel, waren aus Berviers und hatten seit Jahren zusammen eine Vennjagd gepachtet. Dort lagen sie so regelmäßig dem edlen Waldwerk ob, daß die Vennbauern behaupteten, „die beiden hielten ihre Ottern im Herbst an der Baraque Michel.“ Die anderen Teilnehmer an der Expedition waren Fehir, Marville und ein preußischer Förster, ein gar ernster Mann, der wenig sprach und noch weniger lachte. Ein bemerkenswertes Ensemble von Physiognomien, von Typen und Trachten! Fehir, der Mann mit dem sanften Gesicht, verbarg schlecht und recht unter seinem Mittel einen Gegenstand, der ausah wie eine Schachtel. Der Förster trug seine schmutzige grüngaue Uniform, Marville eine Kleidung halb Bauertracht, halb Jägertracht; einer der belgischen Jäger hatte über Kopf und Stirne eine Ottersellmütze gezogen, der andere trug einen breitkrämpigen Filzhut — auf seiner Nase tanzte ein Kneifer wie ein Sonntagsreiter auf einem hochenden Gaul, während hinter den Gläsern zwei Luchsaugen leuchteten. Und wenn die Sonnenstrahlen die Gruppe trafen, da zeigten die Farben ein wunderliches Spiel, da boten die Linien der Gestalten und Trachten ein wunderliches Bild....

Blötzlich blieben die Jäger stehen. Man war an der Pforte des Waldes angekommen, ganz nahe am Venn, an einem sanften Abhang.

Der Ort war einsam und reizend, eine Lichtung mit spärlichem Jungeichenwuchs und einigen Wacholderstäuden, rund herum Buchen, in deren Blättern der Morgenwind säufelte, durch deren Gezweig das Sonnenlicht wie durch ein Sieb drang und auf dem Boden allerlei Schattenbilder zauberte. In der Mitte, lose verkrüppelten Birke, Fehir blieb in der Nähe der Hütte. Leise, ohne ein Wort zu sprechen, fügt er die Nester wieder zusammen, die Marville auseinander gezerzt hatte. Dann holt er ganz behutsam die Schachtel, die er unter dem Mittel trug, hervor und entnimmt derselben ein ... lebendes Käuzchen. Das Tier schlägt zwar mit den Flügeln, aber es gelingt Fehir doch, es auf dem Rücken liegend auf dem Dache der Hütte festzubinden. Noch einen Blick, um sich zu überzeugen, daß alles in Ordnung ist, daß jeder auf seinem Posten steht, und Fehir verschwindet auch ... Dann hört man fünf Gewehrhähne aufschlagen — es wird geladen. Die Hütte mit dem Lockvogel ist wohl bewacht: tief in ihrem Innern sitzt Marville, die anderen Jäger umkreisen sie ...

Marville entfernt einige Nester und kriecht in die Laubhütte. Der Förster wählt 20 Meter weiter, einen Beobachtungsposten hinter einer Buche. Die beiden Belgier verbergen sich zwischen mannhohen Farnen, der eine an einer Tanne, der andere an einer verkrüppelten Birke. Fehir bleibt in der Nähe der Hütte. Leise, ohne ein Wort zu sprechen, fügt er die Nester wieder zusammen, die Marville auseinander gezerzt hatte. Dann holt er ganz behutsam die Schachtel, die er unter dem Mittel trug, hervor und entnimmt derselben ein ... lebendes Käuzchen. Das Tier schlägt zwar mit den Flügeln, aber es gelingt Fehir doch, es auf dem Rücken liegend auf dem Dache der Hütte festzubinden. Noch einen Blick, um sich zu überzeugen, daß alles in Ordnung ist, daß jeder auf seinem Posten steht, und Fehir verschwindet auch ... Dann hört man fünf Gewehrhähne aufschlagen — es wird geladen. Die Hütte mit dem Lockvogel ist wohl bewacht: tief in ihrem Innern sitzt Marville, die anderen Jäger umkreisen sie ...

Seller Tag ist es geworden. Wie ein Vorspiel zur Symphonie des Vennlebens summen Insekten aller Art — zzzzzzz ... Im Laube der Eichenbüschen wagt ein Rotkehlchen einen Triller ... Unten, wo ein Vennbach über Steine plätschert, er scheint zwischen dem Grünen der Farnen ein junges Reh, es hebt den schönen hellbraunen Kopf empor, laßt sich am frischen Quell, blüht noch einmal nach rechts, nach links, und verschwindet, leichtfüßig ...

Marville, Fehir und der Förster lassen sich nicht durch die Poesie des sonnigen Morgens beeinflussen. Eine halbe Stunde lang hielt Leo — der doch von der Fußsohle bis zum Scheitel ein wackerer Jünger Nimrods ist — es aus, dann ließ er sich in Versuchung führen: um ihn herum hingen an den Stauden noch so manche überreife Waldbeeren ... Erst eine pflückte er, dann noch eine, und dann — l'appetit vient en mangeant. Marcel hatte drei Minuten lang die Flinte schußbereit gehalten, dann fiel sein Blick auf das arme Käuzchen, das auf dem Dache der Laubhütte in Fesseln liegt! Armes Tier! Vielleicht schreien im Neste die Kleinen nach Nahrung! Und die Sonne glänzt am Himmel so herrlich — doch für alle Kreaturen ... Und der Bach, der von den Vennlegenden plaudert — und der Wind, der in den Blättern sein Morgenlied singt! ... Da hört

man von oben her ungewohnte Töne. Marcel hebt den Kopf und entdeckt oben in den Lüften kleine Punkte in regelmäßigem Dreieck. Wandervogel ziehen südlicheren Gestaden zu. Das Bild wecht bei ihm Erinnerungen an den Schneebedeckten Norden, an Fjorde und stille Seen ... Dann wandert des Dichters Geist südwärts und zaubert vor seinem Auge Blumenbesäete Täler, die ganze tropische Vegetation. Und während Leo bedauert, keinen von den Langbeinen niederknallen zu können, zieht Marcel aus seiner Tasche ein Notizbuch um darin einen Vers zu notieren, das Glic eines zukünftigen Gedichtes ...

Unser sonderbarer Jäger schrieb noch, da knallt eine furchtbare Salve: vier Schüsse, und doch nur einen Knall! So geschickt hatten die Jäger geschossen! Aus vier Kehlen ein Hurra! — wie Indianergeheul. Aus ihren Verstecken eilen vier Jäger herbei, das Gewehr, dessen Lauf noch raucht, in der Hand, den Kopf vornüber gebeugt, den Boden absuchend ... Aus der Laubhütte ist Marville bereits herausgetrocknen. Auch er sucht den Boden ab ...

Die Schrotgeschosse haben das Dach der Hütte vernichtet.



Typische Gestalt aus dem Volk in Suwali.

Das Aussehen dieser Leute gibt ein Bild von der Verarmung unter russischer Herrschaft.

Das Käuzchen liegt, von zahlreichen Körnern getroffen, in den letzten Zuckungen am Boden. Der weiße Rabe aber, der verdamnte weiße Rabe ... wo war er denn? ...

Eine Zeit lang suchten die fünf Jäger schweigend auf dem Boden herum. Dann löste ein Millionendonnerwetter das Schweigen: Der Förster und der Jagdhüter tritten über die Stelle, wo der weiße Rabe gefallen sein mußte. Fortgeslogen war er nicht, das wußte jeder, ergo: irgendwo mußte der Balg liegen. Und finden mußte man ihn, sollte man dafür den ganzen Tag mit den Fingern den Boden aufwühlen ... Das war leicht gesagt!

Mehrere Stunden lang wurde gesucht, jedoch vergebens. Noch nicht den Fehzen einer Feder fand man. Ganz entmutigt kehrte man schließlich nach Dvifat zurück.

Der Leser wird leicht erraten, was geschehen war: Brehm sagt, daß es eine unfehlbare Methode gibt, die Raben zu locken und dann niederzuschießen. Eine unerbittliche Feindschaft besteht nämlich zwischen Rabe und Käuzchen. Letzteres versteht es, seine Eigenschaft als Nachtvogel auszunutzen, um über die junge Rabenbrut herzufallen. Gerät aber ein Käuzchen in Not, dann wehe ihm! Dann stürzen sich die Raben haufenweise auf den wehrlosen Feind. Fehzir hatte diese Umstände geschickt benutzt.

Das angebundene Käuzchen hatte seine „Schuldigkeit getan — nicht minder die vier Jäger. Aber: Hat am Ende doch die alte Macoir recht behalten? ... War der „weiße Rabe“ doch den Kugeln entgangen? ... Marcel, der Dichter, behauptete zwar, daß seine vier Jagdgenossen auf ein weißes Wölkchen geschossen hätten. Aber seine Freunde spotteten seiner Rede:

Jägerlein, Jägerlein! Schmiebet man Berse, wenn man auf dem Anstand steht — Jägerlein, Jägerlein!

IV.

Die Kralle.

Winter ist geworden. Die Abende sind lang. Draußen toben die Schneestürme und das Hohe Benn ist verlässener, denn je. Marville sitzt in der Stube und raucht ein Pfeifchen nach dem andern. Ein glücklicher Mann, der Jhan-Joseph — sagen die Leute. Freilich, aber: daß keiner in seiner Gegenwart es wagt, vom weißen Rabe zu sprechen! Dann runzelt Marville die Stirne und aus ihr es mit der Gemütlichkeit!

Verschiedentlich war der Jagdhüter von Nachbarn beobachtet worden, wie er in der Waldlichtung den Boden absuchte. Von Weitem sah man die lange, hagere Gestalt über dem Boden gebückt, als wolle der Mann eine Pflanze untersuchen oder als spähte er nach Hasenspuren. Nun wußte man, daß Marville nie für Botanik geschwärmt hatte, und Hasenspuren waren schwerlich dort zu finden, denn Meister Lampe liebt die Nähe des Hochwaldes nicht. Anderes also war es, was der Mann dort suchte.

Seit einiger Zeit machte sich Marville bittere Vorwürfe. Der Siegestaumel seiner Jagdgenossen hatte ihn damals hingelassen und seine Ruhe hatte ihn verlassen ... Und so hatte der alte Minrod versäumt, auf die Richtung Obacht zu geben, wohin der tote Rabe fallen mußte! Aber heute, heute schwor er: Das verdamnte Vieh muß ich wiederfinden, und sollte ich dafür das ganze Benn mit den Händen umgraben!

Eines Tages schien er nahe, dem Ziele seines Sehnsüchtes angelangt zu sein. Als er zwischen Bennmoos und gefallenem Laub wühlte, fand er eine schwarze Vogelkralle, an der noch Fehzen Fleisch haften, die allem Anscheine nach gewaltfam vom Vogelkörper abgerissen worden waren. Mit zitternder Hand hob Marville den Fund auf ... sein Herz klopfte hörbar. Er untersuchte die Kralle gründlich und mit dem Ergebnisse seiner Prüfung schien er befriedigt zu sein, denn verschmüht lächelnd legte er den Fund in einen besonderen Abteil seiner Jagdtasche und nahm leichteren Fußes den Weg nach Dvifat wieder auf.

An der Biegung des Weges der zur Höhe führt, stand Marville plötzlich der alten Macoir gegenüber.

„Diö wade, Jhan-Joseph!“ (B'hüt Gott!) sicherte die Alte. „... Et l'blan coirbâ? — aye, aye, aye, Jhan-Joseph, aye,

aye, aye!“ (... Und der weiße Rabe? ha ha ha, Johann-Joseph, ha ha ha!)

Ohne die Antwort des Jagdhüters abzuwarten, trottete die Alte weiter und verschwand bald hinter den hohen Hecken der Wiesen.

Marville, im ersten Augenblicke verblüfft, rief ihr dennoch mit Donnerstimme nach:

„Lu blanc coirbâ est moirt, et bein moirt eist' fi! — Vout-es veie on bo: et du s'patte, vihe macralle?“ (Der weiße Rabe ist tot, mausetot, diesmal — willst du ein Stück seiner Kralle sehen, alte Dexe?)

Auf sein siegesfrohes Rufen erhielt er aber keine Antwort. ... Als Marville bei Fehzir eintrat, dem er die gefundene Kralle zeigen wollte, war die Jagdtasche ... leer!

* * *

Die Legende vom weißen Rabe ist auf dem Hohen Benn noch nicht ganz verschwunden. Die Bennleute haben einen „festen Glauben“, dem konnte die von Marville gefundene Vogelkralle von so zweifelhafter Herkunft keinen Abbruch tun. Sind nicht die „weißen Raben“, wie die Gespenster, vor den Gewehr- kugeln der Menschen gefeit? ...

Doch — der Gläubigen werden immer weniger.

Das moderne Leben wandelt ganze Gaue um — verschleucht Biatelmännchen aus den dunkelsten Schluchten und Nigen aus den tiefsten Brunnen — verschleucht gar unsere Traumgebilde ...

Das Dampfroß umrennt heute das Hohe Benn und hängt, gleich weißen Fähnchen, weißfledige Wölkchen an den Nesten des Tannenforstes ... die dann geheimnisvoll im Dunkel des Waldes flattern. Die Dampfpeife durchschneidet die einsame Ebene ... am Dabbah hört man nicht mehr das Gejohle der Heren. Die grellen Feuer der Lokomotivlaternen verjagen die Fretlichkeit ...

Die Zeit der weißen Raben — 's war doch eine schöne Zeit! Gest! Großmutter!

Der Schneider von Wittfallen.

Eine Skizze von der Ostgrenze.
Von August Johanns.
(Nachdr. verboten.)

Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang,
Die Stimmen erhebet zum männlichen Gesang!
Der Freiheit Hauch weht kräftig durch die Welt,
Ein freies, frohes Leben uns wohlgefällt.

Die Kirche in Suwalki.



So schallt es voll Begeisterung aus den Kehlen der stolzen Vaterlandsverteidiger, die heute das ostpreussische Heimatdorf verlassen, um freudig des Kaisers Ruf zur Fahne zu folgen. Alles, was laufen kann, begleitet sie zum nahen Bahnhof: alt und jung, groß und klein, vornehm und gering. O, was ist aus diesen sonst so wenig beachteten schlichten Bauersleuten, Tagelöhnern und Gutsknechten heute auf einmal geworden! — Soldaten — Krieger.

Unter der uralten Dorflinde steht Thomas Pented, der Schneider von Wittfallen, und folgt dem bunten Zuge mit traurigen Blicken. Er darf nicht mit, denn er hat ein lahmes Bein. Zu Hause in der Werkstatt muß er hocken, während alle seine ehemaligen Schulkameraden gewürdigt werden, ihr Bestes dem Vaterlande zu opfern. — Trauriges Los für einen Mann, in dessen Brust so ein tapferes, deutsches Herz schlägt, wie er es besitzt.

„Nu, Thomas, man immer ran und mit! Der Kaiser braucht auch Soldaten mit Schere und Nadel!“ ruft spöttisch der lange Peter Milach, wohl der stattlichste von allen im Zuge. Und die Trine Gussenat, seine Braut, läßt augenblicklich ihr Weinen, um unter Tränen laut aufzulachen über diesen großartigen Wis. — Dunkle Blut steigt dem Lahmen ins schmale, bleiche Gesicht. Wie schneidet ihm dieses Lachen in die Seele! Berlegen tritt er in den Hintergrund und senkt in sich hinein. —

Nur sie lacht, weiter niemand, nur die Trine, die ihm doch einmal so sehr nahe gestanden, die er über alles geliebt und die ihm ihr Wort gegeben. Ach, das ist Jahr und Tag her. — Aber wird die Wunde jemals völlig verheilen in Thomas Pented's Herzen? —

Ganz hinten im Zuge schreitet ernst und sorgenvoll Peters Schwester Linchen, ein schlantes, blondes Mägdlein mit gutem seelenvollem Gesicht.

Sie sieht den lahmen Schneider unter der Linde stehen und ahnt wohl, was ihn so mit Schmerz und Bitterkeit erfüllt. Sie nickt ihm zu, steht auf einmal bei ihm, reicht ihm die kleine, feste Hand und spricht mit glöcklicher Stimme:

„Thomas, ich weiß, daß du ebensoviel Mut und Vaterlandsliebe besitzt wie sie alle. Ich kann's dir nachfühlen, daß es dir schwer fällt, zurück zu bleiben. Aber wir müssen doch hier im Dorf auch besorgte Männer haben. Wer weiß, wie noch alles kommt!“ —

Da leuchtet es voll freudiger Dankbarkeit auf in des Ver-spotteten Augen, und gern hätte er es dem guten Mädchen gesagt, wie sehr ein Trost ihm ihre Worte seien. Doch schon ist Linchen wieder fort. —

Sieg auf Sieg im Westen, bewundernswerte Heldentaten auch hier im Osten. — Dennoch erfüllt heute in Wittkallen alle Gemüther Grausen und Entsetzen: der Russen Uebermacht hat die tapfere Grenzwehr verdrängt und flutet ins Land. Drei Dörfer sollen bereits eingeäschert sein. Von furchterlichen Greuel-taten wird berichtet. — Die kränkliche Frau Milach, die mit Linchen auf dem Moorhof allein wirtschaftet, seit der Peter im Felde ist, erleidet vor Aufregung einen Schlaganfall. Ihre rechte Seite ist gelähmt. Wie tot liegt sie auf ihrem Lager. — Weiber und Kinder verlassen in heilloser Angst das Dorf. Nur wenige mutige Männer bleiben zurück.

Auch der lahme Schneider will ausharren bis zuletzt. Rathend und helfend ist er überall zur Hand, wo es nötig er-scheint.

Zum Moorhof, der ein paar hundert Schritte hinter dem Dorf liegt, eilt er jetzt, um auch Linchen hilfreich zur Seite zu stehen. — Da ein Trupp preußischer Infanterie, zehn, zwölf Mann. Staubbedeckt, verstimmt die feldgrauen Uniformen. Die Mehrzahl der Leute ist verwundet. — Aufgrieben die ganze Kom-pagnie. Diese wenigen haben sich mit genauer Not bis hierher gerettet. — Der Feind ist ihnen auf den Fersen. In den Wäldern wollen sie Schutz suchen. — Sofort erklärt der lahme Schnei-der sich bereit, ihnen als Führer zu dienen. Noch ein anderer will diese Rolle übernehmen, ein zerlumpter, nicht gerade ver-trauenerweckend aussehender Gesell, der plötzlich wie von un-gefähr am Wege steht. —

Gottlob, man erreicht durch Moor und Sumpfland den schützenden Fichtenwald. — Der Zerlumpte ist unterwegs ver-schwunden, vielleicht, weil ein Gendarm sichtbar wurde. —

Als Thomas Pented das Dorf wieder erreicht, da sieht er fast keine Menschenseele mehr. Wie des Todes düsteres Schweigen lastet es über den verwaisenen Stätten. — Hier und da nur das Brüllen eines hungrigen Kindes, das ängstliche Wiehern ver-gessener Pferde. — Auch der Moorhof scheint verlassen und ver-düdet zu sein. — Doch nein! — Die schwerkranke Bäuerin liegt stöhnend auf ihrem Lager, und Linchen kniet betend an ihrer Seite. — Leise, ganz leise tritt der lahme Schneider ein. Keine Spur von Furcht verrät sein ehrliches, schweißbedecktes Ge-sicht.

„Linchen“, spricht er mit fester, beruhigender Stimme, „Linchen, wir werden deine Mutter forttragen. Ich helfe, dann geht es. Im Forsthaus seit ihr sicher. Nur schnell; Zeit ist nicht zu verlieren.“ —

„Ach Gott, Thomas — zu spät!“ schreit das Mädchen auf, noch ehe er den Satz vollendet hat. „Sieh doch, sieh! — da — die Staubwolke auf der Landstraße! — Pferde — Reiter! — Das sind Kosaken!“ —

Der Schneider tritt ans Fenster:

Ist das nicht jener zerlumpte Kerl, der dort den Reitern entgegenseht? — Bei Gott — russische Kavallerie! —

Linchen will nicht von der Seite ihrer Mutter weichen, trotzdem Thomas sie beschwört, das Haus zu verlassen. Er werde bleiben. — Jetzt ist es zu spät. — Vor dem Moorhof machen fünf Reiter Halt. — Schon stürmen sie säbelkräftig ins Haus. — Auf Thomas stürzen sie sich. Mit rohen Fäusten zerren sie ihn hinaus. — Der Zerlumpte muß es ihnen verraten haben, daß er die Preußen geführt hat. — In gebrochenem Deutsch ver-langt ein Unteroffizier von ihm, auch ihnen auf der Stelle als

Führer zu dienen. Würden sie die Flüchtigen nicht erreichen, dann hängten sie ihn an den ersten besten Baum, nachdem sie ihm Ohren und Nase abgeschnitten. — Und da steht grinsend der Kerl in Lumpen im Hintergrund. — Eine Ausrede gibt es also nicht. — Was soll Thomas tun? — Nur nicht zum Verräter werden! Nein, lieber den qualvollsten Tod. Stolz richtet er sich in die Höhe und erwidert laut und bestimmt — so laut, daß das schredensbleiche Linchen es drinnen hören kann —: „Ich verrate meine Landsleute nicht! Wollt Ihr mein Leben, so nehmt es. Dann sterbe ich für's Vaterland.“ —

Der Unteroffizier stößt einen grimmigen Fluch aus; seine Klinge fliegt aus der Scheide; drohend schwingt er den blanken Stahl über des Schneiders Haupt und wiederholt seinen Befehl. — Thomas Pented bleibt fest. — Da faßt die Klinge hernieder. — Er weicht aus. Der Hieb trifft ihn nicht mit voller Wucht, aber er erhält doch eine klaffende Stirnwunde und sinkt in die Kniee. — Zum zweitenmal holt der Russe aus. Aber da wirft Linchen Milach sich dem Wüterich entgegen mit gefalteten Händen und fleht um Gnade. In dieser Minute ist es ihr zur Gewißheit ge-worden, daß sie den tapferen Mann, der sich ihnen als wahrer Freund erwiesen, über alles lieb hat. Darum achtet sie des eigenen Lebens nicht, um ihn zu retten. — Der Unteroffizier stutzt, schaut sie an wie ein Wesen aus anderer Welt — stößt dann abermals einen greulichen Fluch aus und scheint willens, ihnen beiden den Todesstoß zu versetzen. — Doch es kommt nicht dazu. — Vom Walde her knattert Gewehrfeuer. — Preussische Landwehr rückt an. — Von panischem Schrecken ergriffen, eilen die fünf Russen an ihre Pferde. — Wenige Minuten später ist die grimmige Horde davongeraußt, wie das wilde Wetter. Man sieht nur in der Ferne noch eine gewaltige Staubwolke. —

Linchen hat Thomas Pented's Wunde verbunden. Sie ist nicht lebensgefährlich. Aber eine Ehrennarbe wird er behalten bis an sein Ende, und jeder wird es erfahren im Dorf, daß auch er kühn dem Tode ins Auge geschaut, daß auch er geblutet fürs heilige Vaterland. — Und ein süßer Lohn winkt dem tapferen Schneider von Wittkallen für seine mutige Tat: Linchen Milach wird sein Weib werden, wenn die Friedensglocken läuten. Die Wunde seines Herzens ist jetzt geheilt. Heute weiß er erst, was Liebe bedeutet. —

Tags darauf finden aus der Stadt zurückkehrende Flüchtlinge einen toten Menschen am Wege — einen Mann in Lumpen. Zwei Schüsse hat er im Rücken. — Sollten die Russen ihm seinen Dienst so gelohnt haben? Oder rafften ihn die Gewehr-geschosse der preussischen Landwehr dahin, als er den Reitern folgte? — Niemand weiß es. —



General Ruffin,

Führer der russischen Hauptmacht
in Gallizien.

Die Mutter eines deutschen Helden.

Mein lieber Sohn, mein einz'ger Sohn,
Er muß' hinaus ins Feld.
So ziehe hin, mein teures Kind,
Und sterbe als ein Held!“

So rief ich zu dem einz'gen Sohn:
Der Abschied war mir schwer;
Noch einmal klang sein Lebewohl, —
Dann sah ich ihn nicht mehr. —

Ich flehte heiß zum Himmelszelt:
„O Vater, schütz' mein Kind!
D, hilf ihm, wenn die blut'ge Schlacht.
Im Feindesland beginnt!“ —

Da, — horch! — Was klopfet an die Tür? —
Ein Bote tritt herein,
Bringt einen Brief vom Kampfesfeld,
Der muß vom Sohne sein! —

O nein, — er ist von fremder Hand,
Ist nicht von meinem Kind: —
Vielleicht des Kindes Namen nur
In diesem Brief ich find — —

Da steht's — o leß: „Der tapf're Sohn,
Er kämpfte wie ein Held,
Ihn traf der blut'ge Todespfeil
Vor Lüttich auf dem Feld.“ —

So starb das einz'ge, teure Kind,
Schwer ist's für's Mutterherz;
Doch — wer den Heldensohn erzieht,
Ist selbst auch stark im Schmerz.

Maria Wester.





Sprüche.

Begeisterung ist aus Gott ein Funken;
sie ruht gleich ihm voll Schöpferlust;
ganz ins geliebte Werk versunken,
und schwebt doch drüber klar bewußt.

*

Wer ein Herz hat für das Schöne, der
findet bald überall Schönes.

Deutsche Konzertstatistik. Interessante
Angaben über die Zahl und Art der Kon-
zertveranstaltungen im Winter 1913/14
bringt eine Statistik, der zufolge Berlin mit
1262 Konzerten wiederum eine Zunahme
von etwa 50 Konzerten gegen das Vorjahr

ist es sehr schwierig, die Sternlein zu zählen,
„die da stehen an dem blauen Himmelszelt“,
und nicht viel leichter erscheint es wohl auch,
die Zahl der Vögelin zu ermitteln, die da
fliegen unterm mehr oder minder blauen
Himmelszelt. Das Ackerbau-Amt der Ver-
einigten Staaten hat sich aber doch an die
Aufgabe gemacht, wenigstens annähernd
ihre Anzahl im Gebiet der Union festzu-
stellen. Es hat sich dabei auf im Juni vor-
genommene Feststellungen von Jägern und
anderen Naturfreunden verlassen, und aus
deren Berichten ergibt sich nun, daß, ab-
gesehen von den Spazern, die man nicht
der Zählung für würdig hält, östlich vom
Mississippi 2 025 000 000 gefiederte Be-
wohner der Lüfte existieren, die in 889
Arten vorkommen. Bei weitem am zahl-

fertig und waffentüchtig, und wenn die Lage
es erfordert, so steht das Heer bereit, über-
aus groß, stark an Ross und Mann; und
auch in Friedenszeiten ist groß ihr Ruf und
Ruhm.“

Die Fingerabdrücke auf der Speisefarte.
Szene: Ein großes Speiselokal „Futter-
zeit“ nach einem vor dem Lokal hängenden
Plakat von 12 bis 4 Uhr. Es dürfte etwa
halb 4 Uhr sein. Ein verspäteter Gast stürzt
herein, entledigt sich seines Ueberrocks und
nimmt Platz. Der Ober tritt auf: „Pilsner
oder Münchner?“ Der Gast, sichtlich ent-
rüstet: „Erst die Speisefarte!“ Der Ober
bringt die Karte. Man sieht ihr an, daß sie
heute schon durch viele Hände gegangen ist.



Ein Anbau des serbischen Königspalastes in Belgrad
nach der Beschädigung der Hauptstadt von Semlin aus.



Das serbische Generallabsgebäude in Belgrad nach der
Beschädigung durch die österreichisch-ungarische Armee.

zu verzeichnen hat. In weitem Abstand
folgt an zweiter Stelle Wien mit 603 Kon-
zerten, dann schließen sich an München mit
418, Hamburg mit 351, Dresden mit 309,
Leipzig mit 295, Frankfurt mit 212 (gegen
112 im Vorjahre), Breslau mit 183, Prag
mit 160, Stuttgart mit 122, Karlsruhe mit
83 Konzerten. Es ist überflüssig hinzu-
zusetzen, daß diese Zahlen mehr für die
gewerbliche Steigerung des Agentur-
betriebes als etwa für die künstlerische Reg-
samkeit der einzelnen Städte bezeichnend
sind. Ist es doch allgemein bekannt, daß
das Publikum namentlich den Solisten-
konzerten fast teilnahmslos gegenübersteht
und daß die Durchschnittsqualität dieser
Veranstaltungen — zum Schaden der
wirklich leistungsfähigen Künstler — das
geringe Interesse der Öffentlichkeit durch-
aus rechtfertigt. Indessen scheint die Zahl
derer, die sich zum Konzertpodium drängen,
trotz aller Warnungen und Einsprüche im-
mer noch anzuwachsen, so daß vorläufig
noch keine Aussicht auf eine Verminderung
des Künstlerproletariats vorhanden ist.

**Vogel-Zählung in den Vereinigten
Staaten.** Dem bekannten Volkslied zufolge

reichsten sind die Rotkehlchen, deren es
100 000 000 gibt. Ueber das Gebiet westlich
von dem genannten Strome liegen die Zah-
len noch nicht vor. In einigen Gegenden
wurde eine genaue Feststellung der brüten-
den Vögel versucht, z. B. in Chevy Chase,
einer Vorstadt Washingtons mit ländlichem
Charakter. Dort wurden auf einer Fläche
von zehn Hektar 159 Vogelnester mit Eiern
gefunden.

Tacitus über die Deutschen. Die Frie-
densliebe der Deutschen hat bereits im
alten Rom Anerkennung gefunden. Kein
Geringerer als Cornelius Tacitus hat sie
uns bescheinigt. Man lese darüber in seinem
Werte „De Germania“ im Kapitel 35 fol-
gende Charakteristik der Deutschen nach,
das gerade in diesen Tagen höchst „aktuell“
ist. Es heißt da: „Ohne Vergrößerungs-
sucht, ohne Uebermut, ruhig und still für
sich, rufen sie keinen Krieg hervor und ver-
wüsten keine Länder durch Raub und Plün-
derung. Dies ist gerade der höchste, haupt-
sächlichste Beweis ihrer Tugenden, ihrer
Vortrefflichkeit und ihrer Macht, daß sie ihr
Uebergewicht nicht durch Gewalttaten er-
langen. Dennoch aber sind sie alle schlag-

Sauber ist — anders. „Ober! Bringen Sie
mir eine Portion Fingerabdrücke!“ —
„Fingerabdrücke!?? Ham wa nich!“ —
„Na, was setzen Sie's dann auf die Karte,
wenn's nich da is?“

Beischeiden. Tochter des Hauses: „Son-
ntag wird mein Bräutigam zum erstenmal
bei uns speisen, Berta!“ — Köchin: „Wie
lange kennen Sie den eigentlich schon,
gnä' Fräulein?“ — „Zwei Jahre!“ —
„Ach, ist das aber 'n bescheidenen Mensch,
der meinige ist gleich am ersten Abend schon
zum Essen gekommen!“

Rätsel.

Das Erste ruht im Haupte,
Die Letzten schafft die Hand;
Doch ach, das Ganze raubte
Schon manchem den Verstand.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.

Regerbogen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
E. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).